

## **„Zimt duftet in Wien“**

### **Ishraga Mustafa Hamid im Gespräch mit Elke Christiansen und Birgit Englert**

Ishraga Mustafa Hamid ist Kommunikationswissenschaftlerin und schreibt derzeit an ihrer Dissertation zum Thema „Gleichberechtigung aus der Genderperspektive - Analyse der sozialen, politischen und ökonomischen Situation der afrikanischen Migrantinnen in Wien im Vergleich zu Berlin“ am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien.

Sie kommt aus dem Sudan, hat dort am Postgraduate College der Universität Khartum Kommunikationswissenschaften studiert und lebt seit 1993 in Wien. Am Institut für Politikwissenschaft leitet sie ein Proseminar zum Thema „Migrantinnen in Österreich“. In den vergangenen Jahren hat sie für den Wiener Integrationsfonds und das städtische Gesundheitsamt folgende Studien durchgeführt:

*„Die Integration zwischen Regeln und Fata Morgana – Ansichten und Ausichten der Afrikanerinnen in Wien.“*

*„Reproduktive Gesundheit von Migrantinnen aus Afrika und der arabischen Welt.“*

*„Rassismus, Sexismus - Erfahrungen von afrikanischen Migrantinnen in Wien“.*

Ihre Erfahrungen in Österreich hat sie in dem Buch „Zimt duftet in Wien“ verarbeitet, das ebenso wie ein Gedichtband in Kürze im Melina Verlag (geplant) erscheinen wird. Mit dem Titel ihrer autobiographischen Erzählung ist durchaus auch eine politische Botschaft verbunden: „Zimt war mit ein Grund für Europäer Afrika zu kolonisieren, jetzt kommt Zimt von sich aus nach Österreich und duftet hier.“

*Stichproben: Sie arbeiten derzeit an Ihrer Dissertation über afrikanische Migrantinnen in Wien. Können Sie uns über diese Studie und Ihre Arbeit im Allgemeinen, in Österreich so wie im Sudan, etwas erzählen?*

Ishraga Hamid: Ich fing bereits in der Mittelschule an, mich in der Frauenbewegung des Sudan zu engagieren. Es gibt verschiedene Parteien im Sudan, und diese Frauenbewegung hat damals mit einer linken Partei zusammengearbeitet. Durch mein Engagement hat sich mein Bewusstsein entwickelt und auch verändert. Ich hatte mich zum ersten Mal als Frau wahrgenommen. Dann habe ich mich mit Politik im Sudan und der allgemeinen Situation von Frauen wie auch dem Krieg im Südsudan usw. beschäftigt, dies dann eher auf akademischer Ebene. Nachdem das Regime (die Militärjunta unter Generalleutnant Omer el Beshir, Anm. d. R.) 1989 an die Macht kam, kamen alle Personen, die politisch aktiv waren, auf die Watchlist. Es war sehr schwierig, einen Job im Sudan zu finden, obwohl ich mit sehr guten Noten abgeschlossen hatte.

Da habe ich mir gedacht, das Land zu verlassen. Ich wurde von der Universität Wien zum Studium zugelassen und kam 1993, im 28. Februar, nach Österreich. Der Anfang war natürlich schwierig – es ist bis jetzt schwierig geblieben - aber der Beginn war schwieriger. Die Sprache, die so genannte Nostrifikation... Mit der Zeit habe ich aber mein "Schwarzes Bewusstsein" wieder entdeckt, weil ich eben aus Afrika komme. Mein Studium im Sudan wurde nicht komplett anerkannt, ich musste wieder Kurse belegen und eine neue Diplomarbeit verfassen, die ich 1997 fertig geschrieben habe. Danach habe ich an mehreren Studien gearbeitet.

In der Studie „*Rassismus, Sexismus - Erfahrungen von afrikanischen Migrantinnen in Wien*“ befragte ich 50 afrikanische Frauen als auch 20 Österreicherinnen und Österreicher zum Thema welche Vorstellungen Österreicher von Afrika und afrikanischen Frauen haben.

Ein bedeutendes Ergebnis war für mich, dass die meisten Menschen das Gefühl haben, vom Arbeitsmarktservice diskriminiert zu werden. Frauen werden oft auch als sexuelle Objekte dargestellt, besonders Schwarzafrikanerinnen. Nordafrikanerinnen haben dieses Gefühl nicht.

Zum Thema Sexismus hab ich mit den Befragten viel diskutiert, was sie

darunter verstehen. Was mich irritiert ist, dass Sexismus von vielen nicht ganz verstanden wird. Eine Ägypterin etwa fand, dass sie sich zwar diskriminiert fühlte, aber nicht aufgrund ihres Geschlechtes. Sexismus, Rassismus, Kolonialismus - das alles ist irgendwie verbunden. Es ist den meisten Frauen zwar bewusst, dass sie diskriminiert werden, jedoch nicht, dass das Geschlecht ein sehr wichtiger Bestandteil dabei ist – Rassismus kann unmöglich von Sexismus getrennt werden.

Die Österreicherinnen, die ich befragt habe, haben zum Teil die selben typischen Bilder von Afrika wie Männer. Afrikanische Frauen seien Gebärmaschinen, beständig, beschnitten - aber sie sind hübsch und tragen schöne bunte Kleider. Das reduziert wirklich unser Dasein auf eine sehr niedrige Ebene. Musliminnen fühlen sich hier mehrfach diskriminiert. Aufgrund ihres Geschlechtes, ihrer Hautfarbe, ihrer Religion... Ich hab auch in meiner ersten Studie über Integration verglichen, welche Frauen (aus Afrika) sich in Österreich besonders unwohl fühlen. Interessant ist, dass sich christliche Frauen tendenziell weniger wohl fühlen als muslimische Frauen. Ich denke, das liegt daran, dass eine christliche Frau aus Afrika, die in den „christlichen Norden“ kommt, eher erwartet, integriert zu werden. Bei einer muslimischen Frau ist es anders, sie erwartet sich im Vergleich zu einer christlichen Frau in einem christlichen Land nicht sehr viel.

In einer neuen Studie möchte ich die Situation von Musliminnen im Zusammenhang mit dem Genderaspekt analysieren - etwa wie sie sich gegen Diskriminierung aufgrund des Kopftuches wehren können.

Ich persönlich trage kein Kopftuch, und wenn man mich sieht, denkt man nicht, dass ich Muslimin bin, vom Aussehen her. Das stört mich auch. Der Islam ist ein wichtiger Bestandteil meiner Identität. In der letzten Zeit hab ich verschiedene Vorträge zum Thema Frauen im Islam gehalten, gemeinsam mit einer Frau, die Kopftuch trug. Was ich gesagt habe wurde von den BesucherInnen nicht wahrgenommen.

*Stichproben: Die Besucher wollten also ihr Klischeebild auf diese Weise bestätigt bekommen. Kann man sagen, das wurde auf das Kopftuch reduziert, auf das Erscheinungsbild?*

Ishraga Hamid: Die Fragen wurden nur der anderen Frau gestellt, eben der, die das Kopftuch trug, und das, obwohl ich seit meiner Geburt Muslimin bin, die andere Frau hingegen erst zum Islam übergetreten war.

Ich habe an einer islamischen Universität studiert; damals habe ich ein Kopftuch getragen, weil es eine Voraussetzung für die Zulassung war. Im Sudan hat mich das damals sehr gestört und ich habe dagegen gekämpft. Frauen sollen anhaben, was sie wollen und nicht gezwungen werden, etwas Bestimmtes zu tragen. Für mich ist es erstaunlich, dass sich mein Bewusstsein zu diesem Thema in Österreich verändert hat. Jetzt solidarisiere ich mich mit den Frauen, die Kopftücher tragen! Menschenrechte sind für mich unteilbar: wenn eine Frau ein Kopftuch tragen will, dann ist das ihre Sache und wenn eine andere das nicht will, ist das auch ihre Sache.

*Stichproben: Gibt es in den vielen Interviews, die Sie geben, eine Frage, die Ihnen immer wieder gestellt wird, die Sie allerdings auch schon nicht mehr hören wollen?*

Ishraga Hamid: Was mich besonders gefreut hat ist, dass Sie keine Frage stellen, die die Beschneidung betrifft.<sup>1</sup> Wo ich hinkomme, wird diese Frage gestellt. Während meiner ersten Jahre in Österreich habe ich bei den verschiedensten Vorträgen viel darüber gesprochen. Ich habe bemerkt, dass die meisten, die sich mit diesem Thema beschäftigen, die Beschneidung als unser einziges Problem ansehen. Die Beschneidung wurzelt in unserer Kultur, unserer Tradition, hat aber auch viel mit unserer ökonomischen und politischen Situation zu tun. Das wird nicht wahrgenommen, was ist mit unserer politischen Situation? Was soll ich von einer Frau erwarten, die keinen Job hat, nicht schreiben und lesen kann? Soll ich von ihr verlangen, „bitte mach das nicht“? Bei einigen Vorträgen habe ich betont: Bitte reduzieren Sie unsere Probleme als Afrikanerinnen nicht auf unsere großen Schamlippen! Das

---

<sup>1</sup> Anm. d. Red: Ishraga Hamid hat die meisten von uns geplanten Fragen vorher schriftlich bekommen.

macht mich wirklich fertig. Es ist ein wichtiges Thema, ich bin dagegen, aber bitte, wir haben auch andere Probleme. Im Sudan ist Beschneidung derzeit kein vordringliches Thema. Es gibt wichtigere Probleme.

*Stichproben: Sie waren jetzt gerade seit längerer Zeit zum ersten Mal wieder im Sudan. Was hat sich aus Ihrer Sicht verändert?*

Ishraga Hamid: Ich war jetzt nach sechs Jahren im Sommer zum ersten Mal wieder im Sudan. Das war für mich ein Schock. Ich habe mich in meinem eigenen Land fremd gefühlt. Obwohl ich nicht viel erwartet hatte - solange diese Regierung an der Macht ist, erwarte ich nichts - es gibt jetzt sogar eine Opposition, die mit der Regierung zusammensitzt und überlegt „wie können sie den Demokratisierungsprozess umsetzen usw.“ Für mich macht das keinen Sinn. Die Regierung ist durch einen Putsch an die Macht gekommen, sie sollte abgesetzt werden. Demokratie bedeutet für mich, dass alle Oppositionsparteien und die Zivilgesellschaft die Demokratie mittragen.

Früher gab es im Sudan eine starke Frauenbewegung, die sehr viel erreicht hat. Die Gleichstellung im Beruf beispielsweise wurde bereits 1967 durchgesetzt, in vielen europäischen Ländern gibt es das bis jetzt noch nicht wirklich. Aber unsere erkämpften Rechte haben wir verloren.

Eine Frau auf der Strasse wird immer kontrolliert. Ich hab das 1995 selbst erlebt. Ich war mit meinem Mann unterwegs, und der Taxifahrer hat uns gefragt, ob wir Dokumente haben, die uns als Ehepaar ausweisen. Ein anderes Mal empfahl der Präsident den Männern via Fernsehen, mehr als eine Frau zu heiraten, damit sie mehr Kinder bekommen. Es hat es mich damals sehr beeindruckt, dass Frauen die Aussagen des Präsidenten öffentlich kritisierten, obwohl der Geheimdienst im Sudan sehr streng ist. Eine Frau hat ihm gesagt, „Na bitte, Du kannst damit anfangen!“. Er hat nämlich selber keine Kinder.

Unabhängig davon wie die politische Situation derzeit ist, gibt es jetzt wieder eine aktivere Zivilgesellschaft. Die Regierungsgegner, die im Sudan agieren, sind effektiver als die Exilsudanesen. Es ist wichtig, dass der Widerstand aus dem Sudan kommt, nicht aus dem Ausland. Wir helfen nicht viel. Die, die im Sudan aktiv sind haben ihre Füße am Boden, wir sind weit weg.

Wie ich schon gesagt habe, halte ich es für wichtig zu betonen, dass die Frauen in der Zivilgesellschaft sehr involviert sind. Viel mehr als früher, das ist mir bei meiner Reise sehr aufgefallen. Ich arbeite auch im Umweltschutzbereich, schon seit langem. Ich war die erste, die in Khartum ein Rundfunkprogramm zum Thema Umweltschutz gestaltet hat. Das war in Zusammenarbeit mit Umweltschutzvereinen und seither arbeite ich mit ihnen zusammen. Ich arbeite derzeit an einem Projekt - das war einer der Gründe, warum ich in den Sudan geflogen bin - unter dem Titel „Umweltschutz braucht mehr als Solidarität“. Es ist ein Unesco-Projekt, das ich mit einer Wiener Schule und einer Schule im Sudan durchführe. Es ist nicht nur notwendig, dass die Kinder hier Geld sammeln und in den Sudan schicken, sondern es muss Solidarität geschaffen werden. Das war eigentlich das Einzige, das mir jetzt im Sudan Freude bereitet hat, dass nämlich die Zivilgesellschaft so aktiv ist.

Gemeinsam mit einer Anwältin im Sudan versuche ich ausserdem ein weiteres ein Projekt zu starten, das Frauen im Gefängnis über ihre Rechte aufklären soll.

Wenn sie ihre Rechte kennen, können sie besser für sich selber kämpfen. Die meisten Frauen im Gefängnis sind Prostituierte oder Frauen, die Alkohol gebraut haben. Sie leben von dieser Arbeit. Das sind Frauen aus dem Süden oder aus den Nuba-Bergen; sie kommen wegen des Krieges<sup>2</sup> in den Norden; sie sind arm und leben am Stadtrand. Diese Beschäftigungen sind ihre einzige Überlebensebene. Wenn sie erwischt werden, kommen sie ins Gefängnis und sind dort Monate oder auch Jahre eingesperrt, manchmal sogar mit ihren kleinen Kindern – das hab ich selbst gesehen.

Unser Projekt wäre ein wichtiger Bestandteil des Demokratisierungsprozesses im Sudan. Wir werden es aber schwer haben, sollte die Regierung dahinterkommen. Im Moment hängt das Projekt noch davon ab, ob wir eine Finanzierung bekommen. Sudan ist kein Schwerpunktland der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit. Die Region ist geteilt: wir „gehören“ Deutschland, obwohl wir von England kolonisiert wurden.

---

<sup>2</sup> Der Krieg im Sudan dauert – mit einigen Unterbrechungen - bereits seit 1955 an.

*Stichproben: Inwieweit hat der Aufenthalt im Sudan Ihren Erwartungen entsprochen?*

Einen Monat lang war ich total fremd, insgesamt war ich drei Monate dort. Ich kenne niemanden mehr, alle Gesichter waren mir fremd, ich traute niemandem. Ich hatte Angst, auch vor meiner eigenen Familie; die haben das aber auch gemerkt. Wenn ich in einem bestimmten Zimmer war, und sie wollten sich mit mir unterhalten, bin ich einfach gegangen. Wenn sie zu Besuch in den Hof kamen, bin ich ins Haus gegangen. Dieses Gefühl hat mich einen Monat lang beherrscht. Ich habe geweint, ich habe auch ein Gedicht geschrieben. Die Fremdheit wird mich als Frau überallhin verfolgen. In Wien hier fühle ich mich fremd, und dort fühle ich mich auch fremd. Hier sind meine Bewegungsräume allerdings frei. Ich kann mich überall frei bewegen. Im Sudan - auch als österreichische Staatsbürgerin - muss ich überall aufpassen.

Trotz allem hab ich die Reise genossen. Ich war wenig zu Hause, war immer auf Reisen und unterwegs, und immer wieder, wenn ich in eine Stadt oder ein Dorf kam, hab ich Kontakt zu den Frauen gesucht, mit ihnen gesprochen, wie es ihnen geht, was ihnen fehlt, was sie brauchen. Ich hab viele Gedanken im Kopf, was man tun könnte, und ich versuche das Beste, um eine gute Rolle zu spielen, um vor allen den Frauen und den Kindern zu helfen.

Wir haben uns auch schon seit längerem in unseren Vorhaben und Projekten auf Mädchen konzentriert. Sie dürfen nicht als verlorene Generation betrachtet werden.

*Stichproben: Die Idee, dieses Interview zu machen, kam nach dem 11. September. Wir wollten uns mit der Thematik auseinandersetzen, wie der Islam einerseits in den Mittelpunkt des Weltinteresses gestellt wird, und andererseits, der Diskurs stark von Vorurteilen und Verallgemeinerungen geprägt ist. Wie sehen Sie das, welche Meinung vertreten Sie?*

Ishraga Hamid: Diese Thematik ist für mich nicht kompliziert. Meiner Meinung nach fallen Terroristen nicht vom Himmel. Es gibt verschiedene Gründe, warum unsere Welt jetzt in dieser Situation ist, warum sie jetzt brennt. Sicher bin ich gegen jede Art von Gewalt, es ist egal ob das in den USA pas-

siert oder in Palästina, oder im Irak oder irgendwo, ich bin dagegen, weil immer unschuldigen Menschen davon betroffen sind, vor allem Frauen und Kinder.

Ich bin gegen die jetzige Regierung im Sudan, das ist keine Frage, weil diese Regierung die Menschenrechte verletzt. Aber als die USA die Fabrik im Sudan bombardiert hat<sup>3</sup>, war ich auch dagegen. Man muss tief in die Problematik eintauchen, die Finger auch einmal in die Wunden legen. Die Ursachen müssen behandelt werden, warum es überhaupt Terroristen gibt.

Die USA sind der mächtigste Staat der Welt, sie haben die ökonomische Macht. Die Ressourcen in unserer Welt sind ungerecht verteilt.

Durch die Neue Weltordnung fühlen sich viele unterdrückt; das hängt auch mit den aussenpolitischen Massnahmen der USA gegenüber Entwicklungsländern zusammen. Es ist jedoch natürlich keine Lösung die USA anzugreifen. Osama bin Laden war auch von den Amerikanern unterstützt worden, als er gegen die damalige UdSSR gekämpft hat.

*Stichproben: Einige Medien bringen jetzt häufig Berichte auch sogenannte "Hintergrundberichte" zum Islam. Darin wird der Begriff „Fundamentalismus“ immer wieder verwendet. Was verstehen Sie darunter? Wie ist der weltweite Diskurs aus Ihrer Sicht zu beurteilen?*

Ishraga Hamid: Der Terrorismus wird nur mit dem Islam in Verbindung gebracht. Der Islam als Religion, und was ich als Muslimin darunter verstehe, bedeutet schlichtweg Toleranz, bedeutet Solidarität, bedeutet miteinander in Frieden zu leben. Ein Mensch ohne Glaube kann Fundamentalist sein. Bei den Christen, bei den Juden oder bei den Muslimen, überall gibt es Fundamentalisten. Das (Problem) ist außerhalb des Glaubensbekenntnisses zu suchen. Auch als Politiker kann man fundamentalistisch sein, für mich bedeutet es Radikalismus.

---

<sup>3</sup> Nach den Terroranschlägen auf die US-Botschaften in Nairobi und Dar es Salaam im August 1998 hat die US-Regierung eine Arzneimittelfabrik im Sudan bombardiert mit der Begründung es handle sich um eine Fabrik zur Herstellung von dem sogenannten VX-Nervengas, welches ein chemischer Kampfstoff ist. Diese Vorwürfe konnten nie aufrecht erhalten oder gar nachgewiesen werden. Eine offizielle Entschuldigung für den Angriff kam erst 2 Jahre später.

Auch hier in Wien gibt es in diesem Sinn Fundamentalisten. Einige Leute haben mir ihre Erlebnisse geschildert: Eine Frau mit Kopftuch plauderte mit zwei Kolleginnen. Ein Mann blieb stehen, sah sie an und rief nur: „Stoppt den Fundamentalismus, wir wollen in unserem Wien keinen Fundamentalismus!“ Er hat sie daraufhin auch noch angespuckt. Diese Frau lebt seit 18 Jahren in Wien, ist als Kind hergekommen, das hat sie natürlich sehr verletzt. Vor dem 11. September hat sie sich noch als Wienerin gefühlt, Österreich war auch ihr Land, aber seither hat sich dieses Gefühl geändert.

Ein Sudanese hat mir erzählt, er wollte einen Job; er ging zum Vorstellungstermin, und der Arbeitgeber fragte ihn nach seiner Religion. Er sagte, er sei Muslim, daraufhin wurde er mit den Worten weggeschickt: „Wir brauchen keine Fundamentalisten.“ In Linz wurde der islamische Friedhof geschändet. Am schlimmsten war für mich wie einige österreichische Politiker auf diese Tat reagierten. Für sie sei das keine politisch motivierte Tat gewesen! Dem stimme ich nicht zu. Diese Tat und diese Aussage sind für mich inakzeptabel.

Wir brauchen eine andere Medienpolitik. Das betrifft nicht nur die Lage der Muslime, sondern der AusländerInnen im Allgemeinen. Die Ausländerpolitik in Österreich ist ebenso problematisch wie die religiöse Intoleranz; der sogenannte "Integrationsvertrag", den die Regierung jetzt „unterzeichnet“ hat, ist katastrophal: Es ist logisch, dass jeder Vertrag zwischen zwei Partnern abgeschlossen werden muss; die Frage ist, wer hat anstelle von uns MigrantInnen unterschrieben?

Ich hoffe, dass sich etwas ändern wird, das sollte über die Medien geschehen. Es kommt viel zu selten vor, dass etwas Positives über den Islam geschrieben oder berichtet wird. Ich hab selber versucht als Publizistin gegenzusteuern, das ist aber schwierig. Die Medien sind auch für uns Muslime da, wir leben in Österreich, viele sind hier geboren, sind auch Österreicher. Dieses Land gehört uns allen - trotz unserer Verschiedenheiten.